



ARC-Stützpunkt Mardan

Sozialarbeit in der Fremde

Die *Glättung des gesellschaftlichen Raums* unterlaufen

Den Millionen afghanischen Flüchtlingen in Pakistan fehlte es an allem, vor allem auch an Arbeit. Radikaler kann die Erfahrung mit erzwungenem Nichtstun kaum sein. Für jene unter uns, die aus Europa kommend mit ihnen über das Österreichische Hilfskomitee für Afghanistan zusammenarbeiten, sich also nicht einfach durch Spenden entlasten wollten, dürften die Dimensionen *wirklicher* – aber keineswegs lösbar erscheinender – Probleme die entscheidende Herausforderung gewesen sein. Sich nach „Lösungen“ irgendwann befriedigt zu verabschieden, musste einem angesichts der Zustände absurd vorkommen. Es ging darum, etwas anzufangen. Tatsächlich etwas zum Besseren zu wenden, wie es einem in Allmachtsfantasien manchmal vorschwebt, ließ sich nur in kleinteiliger, von sehr viel Administration begleiteter Arbeit versuchen. Noch unbelastet von der globalen Umstellung auf eine inzwischen überall geläufige Gewinner-Verlierer-Polarisierung konnte ein solcher Einsatz ohne Erfolgsaussichten noch als etwas relativ Normales verstanden werden. Aus Vorstellungen heraus, abseits geordneter Verhältnisse, abseits professionell Angepasstem, werde eher erkennbar, ob eigenes Handeln doch etwas bewirken kann, sind Erprobungsfelder gesucht worden. Irgendwo von Null an – als Projekt – neu zu beginnen, motivierte, setzte Kräfte frei. Gewohnte Behinderungen fielen weg. Die einen umgebende Trostlosigkeit förderte ein Durchhalten, zumindest eine Zeit lang. Der schlichte Druck aufgezwungener Praxis stellte sich als Hilfe heraus. Welche Schritte folgen sollten, hat sich, je nach gerade verfügbaren Mitteln, vielfach von selbst ergeben. Rückblickend könnte von Nuancen an gegenseitigen Bereicherungen gesprochen werden, die kaum einer oder eine missen möchte, trotz der Kontinuität des ganzen Desasters.

Defizite und Selbstüberschätzung

In welche Fallen soziale Exponiertheit Schwächeren gegenüber führen kann, wurde täglich spürbar; von Fragen, weshalb in fremden Gesellschaften in erster Linie Spiegelungen eigener Vorstellungen und kulturelle Klischees wahrgenommen werden, bis zum Dilemma jeder „Entwicklungshilfe“, das einem wiederum das Gefühl gibt, falsch am Platz, überflüssig zu sein, weil nie genug getan werden kann, weil alles so provisorisch bleibt. Allzu unterschiedlich zu Gewohntem, zur im alltäglichen Umfeld spürbaren, grundlos erscheinenden Entfremdung war das letztlich auch nicht.

Die in vielem so ähnlichen Fremden, geschweige denn die afghanische Gesellschaft, wirklich verstehen zu wollen, blieb so illusorisch, wie es das für die eigene engere Umgebung ist. Gerade was einem da wie dort uneinsichtig, bedrückend, letztlich rätselhaft erscheint, verlieh Differenzen und

Parallelen Kontur. Unmittelbar Erfreuliches hob solche Trennungen auf. In der Arbeit selbst konnte es nur um ein pragmatisches Agieren und ein teilnehmendes Beobachten, auch des eigenen Verhaltens, gehen, um ein fragendes miteinander Umgehen, um ein – möglichst gegenseitiges – Erweitern von Erfahrungsfeldern.

Inwieweit gerade ein Arbeiten außerhalb institutionalisierter Strukturen und ausgebauter Marktsysteme weiterhin Möglichkeiten eröffnet, kann in solchen Vorhaben ausgelotet werden. Indem Derartiges zunehmend unter Druck gerät, deklariert sich, wie inhaltsleer die Rede von freischaffendem Tun letztlich ist. Irgendwo drinnen zu sein, wenigstens vorübergehend, determiniert berufliche Aussichten. Niemand von uns konnte etwas so machen wie bisher – schon das entsprach also durchaus den Regeln, die künftig weithin gelten sollen. Es musste ausprobiert werden, wie das und jenes unter schwierigen Umständen möglich wird. Die Gefahr, sich zu überschätzen, war nicht größer als anderswo. Jedenfalls: Der grassierende Unsinn, überall nachweisbare – vielfach fiktive – Professionalität einzufordern, so als ob es nicht genügend verstreute, verborgene, ungenutzte, ausbaufähige Qualifikationen gäbe, macht gerade Freiräume, wie es Hilfsprojekte sein können, zu durchaus interessanten Nebenschauplätzen. Dies auch deswegen, weil die Ursachen, deren Folgen sie lindern sollen, nie in ihren, sondern in den Kompetenzbereich ganz anderer Profis fallen. Modellfälle für Demokratie sind sie angesichts ihrer Bandbreite vom Sponsoring-Business bis zu putschanfälligen Vereinen nicht a priori. Sie können aber zivilgesellschaftliche Erprobungsräume bieten.

Gerade für soziale Problemfelder, also öffentliche Aufgaben als solche, auf Privatinitiative zu setzen, ist ein Eingeständnis gesellschaftlicher Defizite und exponiert tätig werdendes Personal als jenseits üblicher beruflicher Normalität stehend. Helfen, Solidarität, Altruismus gelten zwar als wünschenswerte Einstellungen, allem Anschein nach aber primär, um Egoismen und Aggressivität wenigstens halbwegs aushaltbar zu machen. In einer Innensicht auf solches Arbeiten handelt es sich in aller Regel nicht um abgehobene, irgendwie besser, menschlicher, aufmerksamer ablaufende Vorgänge. Dass hohe, tendenziell übersteigerte Ansprüche ihrerseits in komplexe, oft höchst destruktive Haltungen umschlagen können, vom latenten Sadismus in Pflegesituationen bis hin zum Terrorismus, ist inzwischen weithin geläufig. Altruismus und Egoismus sind verflochtene Vorstellungswelten, keine substantiellen Gegensätze.

Das weit verbreitete „Helfer-Syndrom“, so Wolfgang Schmidbauer in *Die hilflosen Helfer* dazu, ist „die zur Persönlichkeitsstruktur gewordene Unfähigkeit, eigene Gefühle und Bedürfnisse zu äußern, verbunden mit einer scheinbar omnipotenten, unangreifbaren Fassade im Bereich der sozialen Dienstleistungen“. Die „Neigung, sich zu überarbeiten, um einem überhöhten Ich-Ideal zu entsprechen (und engen, gegenseitigen Beziehungen aus dem Weg zu gehen)“, „Wunsch- und Lustfeindlichkeit“, die Unfähigkeit Nein zu sagen, das Übertragen von Aggressionen, ein



Flüchtlingslager Gandaf, 1980

Abhängigmachen anderer, sind häufige Konsequenzen.¹ Es fehlt also schon von der subjektiven Situation her gesehen jeglicher Grund, sich durch vermeintliche Unkritisierbarkeit zu schützen. Indem Hilfeleistung zur Besonderheit stilisiert wird, deklarieren sich Vorstellungen von Normalität und sich transformierende gesellschaftliche Auffassungen darüber.

Zu Anfang der hier thematisierten Phase, rund um 1980, sind noch erschöpfte Spitalsärzte oder abgeklärt blickende Entwicklungshelfer gelegentlich als Bilder, als Erinnerungen präsent gewesen. Sie sind längst durch die TV-Wirklichkeit von Modeärzten und Stars wie Mutter Teresa oder Karlheinz Böhm ersetzt. An eine „unschuldige Dritte Welt“, die einem „Hoffnungstransfer“ dienen konnte, glaubte trotz letzter Begeisterungen für Befreiungsbewegungen kaum noch jemand.² Retrospektiv ergibt sich der Eindruck, als ob die Verschiebung von relativ optimistischen „Entwicklungs“-Szenarien hin zu permanenten Katastrophenberichten bereits der Verfestigung neuer Nord-Süd-Abgrenzungen dienen sollte. Hoffnungslose Gebiete sich selbst zu überlassen und aus dem Medienraum zu vertreiben, balanciert offenbar Erträglichkeitsgrenzen aus.

In *Empire. Die neue Weltordnung* sagen Michael Hardt und Antonio Negri heute dazu: „Die Dritte Welt war ein Konstrukt des nationalstaatlichen Kolonialismus und Imperialismus und in der Falle des Kalten Krieges gefangen; sie wird erst dann zerstört, wenn die alten Regeln politischer Disziplin des modernen Staates (und die dazugehörigen Mechanismen der geografischen und ethnischen Bevölkerungsregulierung) außer Kraft gesetzt sind; wenn die Verdammtesten dieser Erde überall auf dem ontologischen Terrain der Globalisierung zum mächtigsten Wesen werden, weil ihre neue nomadische Singularität die schöpferischste Kraft und die allseitige Bewegung ihres Begehrens selbst schon die kommende Befreiung ist.“ Nur „in der gemeinsamen Lebenssituation der Menge“, und ein Franz von Assisi wird dafür ausdrücklich als Beispiel zitiert, würden sich also gerade angesichts der Globalisierung die eigentlichen Chancen für sozial Relevantes, für in diesem Sinn Perspektivisches abzeichnen, konträr zu allem, was offiziell als Nachäffen von Gewinnern propagiert wird.³ Als Vorstellung fasst das vieles, was humanitär gedacht worden ist, zusammen; erzeugt wird nur wieder-

rum ein Anspruch, der sich denken, aber kaum in – zwangsläufig behelfsmäßiges – Handeln umsetzen lässt. Solche Richtungsangaben aber zu verhöhnern entwürdigt.

Anfänge: Sklaven befreien, Verwundete versorgen

Mit Blick auf Verlierer und Verliererinnen, wenn auch weit weniger radikal, als dies Michael Hardt und Antonio Negri fordern, also bürgerlicher, karitativer, waren erste über den Nationalstaat hinausweisende Nichtregierungsorganisationen entstanden. Weder Staat noch Kirchen genügten ihren Ansprüchen, also nahmen sie sich gewisser Themen an. „Sie suchen *die Probleme selbst* und verleihen ihnen einen Streitwert“, medial verstanden „schaffen“ sie also öffentliche Probleme.⁴ Ein Datum dafür ist die Gründung von Anti-Slavery International in London (1839), einer NGO, die als weltweit älteste Menschenrechtsorganisation gilt. Bereits am Anfang solcher modernen Erscheinungen stehen also verzerrte Spiegelungen, denn Sklaverei ist als in der Ferne passierende Unmenschlichkeit begriffen worden, ohne gleichzeitig damals der Sklaverei höchst ähnliche Zustände in eigenen Breiten zu erkennen. Gesehen wurde in der üblich werdenden nationalen Begeisterung auch nicht, was auf den Schlachtfeldern eigentlich passierte. Durch einen Bankier und Geschäftsmann aus Genf, der wegen ausstehender Bewilligungen für seine Mühlenbetriebe in Algerien Kaiser Napoleon III. treffen wollte, hat sich das alles geändert. Denn Ende Juni 1859 war Henri Dunant mitten in das Gemetzel von Solferino geraten, wo sich die französisch-sardische und die österreichische Armee (Letztere unter dem jungen Kaiser Franz Josef) gegenüberstanden. Von den über dreihunderttausend dort kämpfenden Soldaten („Franzosen, Ungarn, Kroaten, Italiener, Marokkaner, Deutsche, Böhmen, Rumänen“) kamen mehr als ein Viertel um, wurden sterbend erschlagen, ausgeraubt, oft lebendig begraben. Sehr viele von ihnen hätten gerettet werden können, aber die dafür vorgesehenen Instanzen waren total überfordert. Dunant selbst organisierte spontan dreihundert Helfer und Helferinnen und tat – als eigentlicher Anfang des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (heute ein multinationaler „Konzern“ mit rund achttausend Mitarbeitern und einem Jahresetat von etwa 620 Mio. US-Dollar) –, was er konnte. „Für eine Aufgabe solcher Art kann man keine Lohnarbeiter brauchen“, konstatierte er zu Beginn programmatisch. Indem Gustave Moynier, Präsident der calvinistischen Gemeinnützigen Gesellschaft Genfs, Dunant sehr rasch aus den Leitungsgremien der neuen Organisation verdrängte, zeichnete sich bereits ab, dass sich eine gemeinnützige Eigendynamik nicht von anderen unterscheiden würde.⁵

Der Krimkrieg wiederum, dessen entsetzliche, von neuen Waffen verursachte Realität der „Times“-Korrespondent William Howard Russell als erster professioneller Kriegsberichterstatteer medienwirksam, bereits unter Einsatz des Telegraphen, vermittelt hat⁶ – und den der ihm nachgesandte



Entminungsdienst, Kabul 2003

Fotograf Roger Fenton (Motto: „Nur keine Leichen“) wiederlegen sollte –, machte Florence Nightingale wegen ihrer Fürsorge für dessen Verwundeten zur Symbolfigur des guten Engels schlechthin. Beide halfen entscheidend mit, Bilder von Helden und anonymen, oft auf fürchterliche Weise umkommenden Opfern zu normalisieren, indem „einfache Soldaten nicht mehr bloß als ständig betrunkene Untiere, sondern als tapfere Leute, die Respekt verdienen“, wahrgenommen wurden.⁷ Das Grauen eines weiteren Krieges an solchen Fronten, diesmal im Kaukasus, ist übrigens für Bertha von Suttner auslösendes Moment ihres Pazifismus geworden. Den von ihr angeregten Friedensnobelpreis erhielt sie 1905, Henry Dunant hatte ihn 1901 bekommen, gefolgt vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (1917, 1944, 1963) und – mit Blick auf NGO-Arbeit – von Fritjof Nansen (1922), Albert Schweitzer (1952), vom UNHCR (United Nations High Commissioner for Refugees, 1954, 1981), von der Liga der Rotkreuz-Gesellschaften (1963), von Amnesty International (1977), Mutter Teresa (1979), von der International Campaign to Ban Landmines (1997), von Médecins Sans Frontières (1999) oder den Menschenrechtsaktivisten Kim Dae Jung aus Südkorea (2000) und Schirin Ebadi aus dem Iran (2003). Darin zeigt sich, dass ein solcher Aktivismus – nach von den beiden Weltkriegen motivierten weiteren Gründungen – erst wieder über neu formierte NGOs offensiver wurde, sei es durch Amnesty International (gegründet 1961 von Peter Benenson, Sean MacBride u. a.), durch Médecins Sans Frontières und Greenpeace (beide gegründet 1971) oder ATTAC (gegründet 1998; initiiert von Ignacio Ramonet, dem Chefredakteur von „Le Monde Diplomatique“).

Mit Bezug auf Afghanistan ist auffällig, wie skeptisch bis feindselig gerade von US-amerikanischer Seite und von mit ihr koordinierten Positionen aus solche Netzwerke gesehen werden, sofern sie sich nicht staatlicher Kontrolle fügen. Eigenmächtigkeiten und Privatisierungen dieser Art dürfe es nicht geben, so die Argumentation „realistischer“ Hardliner, von denen als Ansatz hier ein exemplarischer ausführlicher behandelt wird.

„Humanitarianism in Crisis“

Dass sich „die Schere“, wie es drohend heißt, die Schere zwischen Arm und Reich, keineswegs langsam schließt, machen FAO-Zahlen aus der Zeit um 1980 deutlich: „462 Millionen Menschen sind unterernährt, 560 Millionen leben in totaler Armut. Jeden Tag sterben weltweit 16.000 Personen, die meisten von ihnen sind Kinder“, nur weil sie keinen Zugang zu einer entsprechenden Versorgung haben.⁸

Zwanzig Jahre später, zu Anfang des 21. Jahrhunderts, wird die Situation so charakterisiert: 27 größere bewaffnete Konflikte gibt es, 1,2 Milliarden Menschen leben von weniger als einem Dollar pro Tag, 2,4 Milliarden haben keinen Zugang zu halbwegs hygienischen Lebensbedingungen, 854 Millionen Erwachsene, davon 543 Millionen Frauen, sind Analphabeten, über 20 Millionen Menschen sind auf der Flucht. Solche „Werte“ zu senken, die in Sequenzen durchaus andeuten, wie sich die Dinge entwickeln, heiße trotz aller Evolutionsskepsis: Fortschritt. Für David Rieff, Bestsellerautor aus New York (*Slaughterhouse: Bosnia and the Failure of the West*), der in seiner Kritik „humanitärer“ Aktivitäten (*A Bed for the Night. Humanitarianism in Crisis*, New York 2002) diese Angaben an den Anfang stellt, von Folter, Quälereien, Mordquoten, Rechtslosigkeit ist dabei noch gar nicht die Rede, ergibt sich aus solchen Blickwinkeln eine Teilung der Welt in drei auseinander driftende Sphären. Nordamerika, fast ganz Europa und Japan, als dünn besiedelte Zone von Frieden und Überfluss („commonwealth of peace and plenty“), stünden einerseits Lateinamerika, die frühere Sowjetunion, China und Indien gegenüber, wo Reichtum und Armut „koexistieren“ und die Zukunft „unklar“ sei, andererseits das Afrika südlich der Sahara und die Region von Algerien bis Pakistan. „There is a vast, teeming dystopia of war and want whose future no decent and properly informed person should be able to contemplate without sadness, outrage, and fear.“⁹ Ursachen und Hintergründe haben für ihn kein allzu großes Gewicht. Aktuelle Fakten genügen. Gerade für humanitäre Arbeit im neu aufzubauenden Afghanistan werden seine Ausführungen speziell empfohlen.¹⁰ Die darin präzierte Pragmatik untermauert offensichtlich eine längst herrschende Lehre. Wer nicht begreife, „dass die Welt ein ungerechter Ort sei“, wäre „ein Idiot oder ein Träumer“. Da niemand Ersteres bestreitet, ist die Zielrichtung klar: Diskriminierung unerwünschten Engagements. Die Berufung auf Religion darf dabei nicht fehlen, denn „alle großen religiösen Traditionen akzeptieren, dass Leiden und Sterben schlicht Teil des Lebens sind“. Der tiefe Radikalismus humanitärer Aktionen hingegen liege im Glauben, dass Menschen nicht zum Leiden geboren seien. Weil die UNO – mit Kofi Annan, als „secular saint“, wie es höhnisch heißt – und die Menschenrechtsaktivisten ihren Einsatz für Humanität längst als eine „secular religion“ verstünden, missionarisch, irrational, werden sie offenbar als unlautere Konkurrenz der verbliebenen Weltmacht und etablierter, Leiden in aller Regel akzeptierender Kirchen aufgefasst. Ihr „deep radicalism“ sei



Neue Mädchenschule am Kabul-Fluss, 2003

eine Sache. Vorzuwerfen sei ihnen vor allem, dass sie für entsprechende Interventionen allesamt zu schwach sind und zu schwach dafür bleiben werden. Auf Terror, so seine Ansicht, müsse mit Gewalt geantwortet werden, ob es sich nun um „ethnic fascists“ wie Slobodan Milosevic oder „Islamic fascists“ wie Osama bin Laden handle. Aber Kriege humanitär zu verbrämen, „puts war beyond debate“, ergebe ein „totalitarian construct“. Offenbar geht es um den Krieg als solchen, von der richtigen Seite gesehen, hat er von selbst seinen „human touch“.¹¹

Michael Hardt und Antonio Negri sehen das komplexer, komplizierter, strukturelle Bedingungen betonend: „Macht (oder gesellschaftliche Unterdrückung) funktioniert dadurch, dass sie die gesellschaftlichen Subjektivitäten binären Strukturen und einer totalisierenden Logik unterwirft und damit deren Differenz unterdrückt.“ Die unterstellten Unterschiede und Feindseligkeiten hätten ganz andere Zusammenhänge, denn „das Empire ist durch die unmittelbare Nähe extremer Ungleichheit in der Bevölkerung gekennzeichnet, was eine Situation permanenter sozialer Gefahren schafft, die wiederum nach den mächtigen Apparaten der Kontrollgesellschaft verlangt, um die Demarkationslinie zu sichern und die neue Ordnung des gesellschaftlichen Raums zu garantieren.“ Die Probleme sind also ohne Trennung in Innen- und Außenperspektiven zu denken. Alle leben im Empire. „Das politische Projekt des Postkolonialismus besteht somit darin, die Vielfalt der Differenzen zu betonen und so die Macht der herrschenden binären Strukturen zu untergraben.“¹²

Good guys – Bad guys

David Rieffs Verkürzungen hingegen sind bereits angepasstes Fernsehdenken, denn auch ihm ist geläufig, dass in den USA „the average international story“ am Bildschirm eine Minute und zwanzig Sekunden dauert, in Europa immerhin noch mehr als drei Minuten. Unsagbares werde, in realem und übertragenem Sinn, so immer wichtiger, das weiß auch er. Auswege aus dem Dilemma, dass Despoten und Helfer gleichermaßen gerne mit Kindern posieren, gebe es jedoch keine, denn „most of the world's horrors“

bekämen ohnedies keine Sendezeiten. CNN gebärde sich längst, als sei es Mitglied des UN-Sicherheitsrates. Die zuletzt wieder sichtbarer werdende „patriotische“ Grundkonstellation wäre immer schon für US-amerikanische Nichtregierungsorganisationen charakteristisch gewesen. Und das sei gut so, bei genauerer Betrachtung generell wegweisend. Das American Relief Committee (ARC) des späteren Präsidenten Herbert Hoover hätte den Anfang gemacht. „Enge Verbindungen zwischen amerikanischen NGOs und Washington“ wurden zur Norm. Im Kalten Krieg steigerte sich das, als „das International Rescue Committee (IRC), CARE und andere tatsächlich als humanitärer Arm offizieller antisowjetischer Strategien“ verstanden worden sind. USAID „was often a front for CIA“. „The U.S. government broadly expected the NGOs it funded to follow its policy directions.“ Weiter zurückreichende Traditionen, Hilfe zu leisten, erscheinen, so wie selbst landesinterne Kritik an der US-Außenpolitik, „geopolitisch“ als kaum noch relevant.

In seinen CIA-Recherchen hebt George Crile hervor, dass sich unter den Akteuren die Meinung durchsetzte, „das anscheinend unschuldige humanitäre Hilfsprogramm Agency for International Development (AID)“ zügig „in eine unentbehrliche zweite Front des CIA-Kriegs in Afghanistan zu transformieren“, mit dem Ziel „to win the hearts and minds of the Afghans“. Auch ein militaristisch motiviertes Committee for a Free Afghanistan, das unter anderem verwundete Kämpfer nach den USA in Spitäler brachte, pflegte enge CIA-Kontakte. Das Cross Border Humanitarian Aid Program wiederum hatte ausdrücklich die Aufgabe, Mudschaheddin in den Kampfzonen zu versorgen.¹⁴

Parallelen zur Vermischung humanitärer und militärischer Interessen, wie sie auch für Afghanistan tätig gewordenen islamischen Netzwerken vorgeworfen werden, seien es die Muslimbrüder, die Wahabiten, die Muslim World League, das Hilfsbüro für Mudschaheddin oder diverse oft sehr reiche Stiftungen, sind offensichtlich. Betont wird von Kennern, dass deren Hilfe „offensichtlich nicht zentralisiert“ erfolge. Wie anderswo auch füllen Nichtregierungsorganisationen die Lücken, „die der Zusammenbruch des Staates hinterlassen hatte“. Mit dem Fall von Kabul 1992, zugleich das Ende westlicher Militärhilfe – nicht aber humanitärer Hilfe, vor allem aus Europa –, waren es islamistische Initiativen, „die einen Großteil der Waffenlieferungen fortsetzten“.¹⁵

Wenn in Somalia CARE eine zentrale Rolle spielte, um die amerikanische Öffentlichkeit glauben zu machen, die humanitäre Hilfe müsse durch ein Entsenden von Truppen militarisiert werden, wie David Rieff hervorhebt, so zeigte das, wie ein solches Zusammenwirken, trotz des Desasters dort, künftig mehr und mehr funktionieren soll.¹⁶ Unbestreitbar sei, dass spätestens seit den 1950er Jahren amerikanische Hilfskomitees zunehmend regierungsnah wurden, von Nichtregierungsorganisationen also nicht die Rede sein könne.

Europäische Sonderwege werden misstrauisch kommentiert. Denn britische Organisationen wie Oxfam („Working for a Fairer World“) und Save



Kabul, 2003

the Children hätten in enger Kooperation mit linken, „antinuclear and anti-American“ Gruppierungen auf die Unterstützung von Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt gesetzt. Reichlich spät habe sich die Einsicht durchgesetzt, dass – so ein Oxfam-Sprecher – „the socialist ideology of the 1960s and 1970s no longer offers significant numbers of people a philosophical basis for their relationship with the world’s poor and suffering peoples“. Auf dieser irritierenden „Nebenfront“, so die Argumentation, tauchte 1971 schließlich auch Médecines Sans Frontières (MSF) auf, „Protestant schismatics to the ICRCs One Church, Holy and Universal“, wie es sarkastisch heißt. Rasch zur wichtigsten humanitären NGO geworden, wie auch David Rieff betont, hätten die Ärzte und Ärztinnen von MSF die Welt zwar „zweifellos“ zu einem besseren Ort gemacht, allerdings um den Preis, nunmehr – als Ironie der Geschichte – „moralisch so unkritischerbar“ zu sein wie „die reichste und bestorganisierte Hilfsorganisation“, das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (ICRC), zu dem Zeitpunkt, als MSF sich wegen dessen allzu vorsichtiger Politik von ihm trennte. Mit der neuerlichen Abspaltung von Médecines du Monde (MDM) würden sich derartige Eigensinnigkeiten bloß fortsetzen. Hauptaktivisten wie Bernard Kouchner, ursprünglich „a militant Communist“, oder Rony Brauman, anfangs „a Maoist“, hätten sich zwar, anders als viele ihrer englischen Gesinnungsgenossen, vom Marxismus zugunsten eines rein humanitären Engagements abgewandt, blieben jedoch für ein nun gefordertes Einheitsdenken dubios. Denn ihnen gelang es – wie Jean-Christophe Rufin, ebenfalls eine Schlüsselfigur von MSF es ausdrückte –, „Energien der demobilisierten Militanz der Periode nach 1968“ zu aktivieren. Solche Abwege, wird unterstellt, hätten maßgeblich dazu beigetragen, die aktuelle Praxis humanitärer Arbeit zu marginalisieren; nirgendwo stünde sie „im Zentrum einer neuen internationalen Ordnung“. Im Gegenteil, es würden bloß Entlastungsfunktionen übernommen, als Beruhigungsmoment für eine doch immer wieder humanitär ansprechbare Öffentlichkeit. Bernard Kouchners Strategie, nach der es nicht darum gehe, Aktivisten zu politisieren, sondern „den Staaten Humanität beizubringen“, im Sinn einer „moralischen Revolution“, laufe mangels entsprechender Machtposition letztlich völlig ins Leere. Das gelte

auch für seine internen Gegner, die entschieden auf Unabhängigkeit setzen und sich von einer Integration in etablierte Strukturen nichts versprechen. Aus der Businessperspektive wiederum kommt der geläufige Vorwurf, letztlich nichts Essentielles zu erreichen und mit bloßen Versprechungen Geschäfte im „charity-business“ zu machen: „Better to say we have good intentions, we care, we want to help, and to persuade ourselves that our good wishes are sooner or later going to be transformed into good outcomes.“ Trotz solcher Widersprüche und aller vorkommenden Unseriosität sei jedoch nicht zu bestreiten, dass ein Aufgeben humanitärer Bemühungen „a great loss“ sein würde. Das klingt so, als ob bereits irgendwer die Macht hätte, Derartiges abzuschaffen oder zumindest stark unter Druck zu setzen.¹⁷

US-State Humanitarianism

Die 1980er Jahre, so weiterhin David Rieff, wären „the golden age“ der humanitären Arbeit gewesen, ein exemplarischer Schauplatz für Privatisierung, „the triumph of the practical over the theoretical“.¹⁸ Überall, auch von UN-Instanzen, vor allem vom UNHCR, ebenfalls längst eine der großen Hilfsorganisationen, seien „implementing partner“ gesucht worden, weil sie flexibler – und in der Regel viel billiger – agieren konnten.

Auf unsere Arbeit für afghanische Flüchtlinge trifft das durchaus zu. Dies als „golden age“ zu empfinden, unterstellt jedoch, dass durchwegs „professionelle“ Interessen bestimmend sind. Ein penetrant mitschwingender Glaube an Stärke, Größe, Durchsetzungskraft demonstriert ein völliges Unverständnis für kleinteilige, zivilgesellschaftlich orientierte Projektarbeit und „abweichende“ Formen von Privatisierung. „Abweichend“ deswegen, weil es vom Selbstverständnis her immer noch um öffentliche Dienste geht und nicht um eine tatsächliche Privatisierung von Aufgaben, wie sie bekanntlich längst – unter dem Gesichtspunkt Effizienz – für Gefängnisse, die Altenbetreuung oder die Flüchtlingsversorgung forciert wird.

Die Tausenden Non-Profit-Initiativen kommen, unabhängig ob in der Fremde oder in gewohntem Umfeld, in dieser Abrechnung mit Humanitärem nicht vor. Zu tun gab es jedenfalls so viel, dass sich neue Kooperationsformen entfallen konnten. NGOs und PVOS (Private Voluntary Organizations) erschienen in manchem glaubwürdiger. „Nationales“ an solchen Komitees bekam eine zunehmend geringere Bedeutung; an unseren Programmen beteiligten sich Aktivisten und karitative Organisationen aus verschiedenen Ländern. Das hat auch die Kontrollen eher verfeinert. Allen gegenüber musste Rechenschaft abgelegt werden. Dass „bis weit in die 1990er Jahre“ hinein geschützt von humanitärer Aura agiert werden konnte, weil allein schon der gute Wille „jede Kritik an den tatsächlichen Leistungen unzulässig“ machen würde, wie David Rieff konstatiert,¹⁹ ist eine als mediale Außenansicht von Fund-Raising-Situationen durchaus plausible Feststellung. Kenntnisse interner Vorgänge, die endlosen



„No Weapons in the Hospital“, 1991

Qualereien mit Anträgen, Kontrollen, Abrechnungen, demonstriert sie jedoch nicht. Transfers von Erfahrungen, Arbeitsplätze, Ausbildungsleistungen, die Bestärkung von Multiplikatoren über oft jahrelange gemeinsame Arbeit in exponierten Situationen fallen in solchen Betrachtungen nicht ins Gewicht – und demokratische Aspekte, als Übungsfeld, interessieren in keiner Weise. Alles das sei, wenn überhaupt, Sache von „Großen“. Unabhängigkeit wird gar nicht mehr verstanden, wo „wir“ doch nun alle „liberale Kapitalisten“ sind. Bei US-Außenminister Colin Powell heißt das dann unmissverständlich: „The NGOs are such a force multiplier for us, such an important part of our combat team.“ Abgrenzungen zwischen militärischem und friedlichem Agieren verflüchtigen sich, sollen es wohl auch; nur „eingebettet“ darf berichtet und agiert werden. Eine absurd monokausale, monomanische – angeblich aber Vielfalt schützende – Tendenz. An der Reaktion diverser NGOs auf den Talibanterror habe sich, so diese Perspektive, ständig die Doppelbödigkeit nicht einzuhaltender Ansprüche gezeigt, als ob das ansonsten nicht auch so wäre. Als Emma Bonino, damals Leiterin von ECHO, des European Commission Humanitarian Aid Office, „the biggest single humanitarian funder in the world“, in Kabul die Unterdrückung der Frauen anprangerte, sei das ein bloßes Lippenbekenntnis geblieben, weil es keinerlei Sanktionen, etwa durch Stopp von Mitteln, gegeben habe. Auch CARE habe Afghanistan nicht verlassen, im Gegensatz zu allen seinen Prinzipien. Ein Rückzug hätte auch für Zehntausende dramatische Nachteile gebracht. Wie lange US-Instanzen zu einem Kurswechsel gebraucht haben, wird nicht kommentiert. Auf unverdächtigster NGO-Ebene jedenfalls war Europa ungleich präsenter. Weil von den Taliban schließlich nicht mehr „zwischen westlichen Hilfsagenturen und der US-geführten Bombenkoalition“ unterschieden wurde, hätte sich bewiesen, dass aus Blickwinkeln beider Seiten von unabhängigen Organisationen längst keine Rede mehr sein könne. Man habe da oder dort dazugehört.²⁰

Mit der Afghanistankrise sei all das endgültig deutlich worden. Was vor sich ging, hatte sich zu ändern: „Call it politics, call it reason of state, call it nation building; but don't call it humanitarianism“, heißt die Losung dazu bei Freunden dieser Art von Weltordnung wie David Rieff. Denn „state huma-

nitarianism can get things done that independent humanitarianism cannot“. In Afghanistan „the vision of aid long championed by Bernard Kouchner won ist decisive victory“ – das heißt, „the triumph of state Humanitarianism became well-nigh complete. Poor humanitariansim.“ Unverbesserliche Linke, wie Noam Chomsky, die ständig eine Rekolonialisierung beschwören würden, lägen völlig falsch, denn nirgends hätte es, bevor es unabwendbar wurde, Interventionsinteressen gegeben.²¹

Politik hieße demnach simpel, es werde schlicht das Richtige oder eben das Durchsetzbare getan, gegen die Interessen irgendwelcher Blockierer. Völlig paradox an den Tendenzen zur „Verstaatlichung“ und „Homogenisierung“ eigenständiger Initiativen ist der Widerspruch zur ansonsten überall forcierten Entstaatlichung, deren Aktivisten dem Staat, den sie als Funktionäre repräsentieren – also auch sich selbst – unterstellen, dieses und jenes längst nicht so gut zu können, wie sich in aller Regel einer öffentlichen Kontrolle entziehende Private. Die Forderung nach neuen „Strukturen“ lässt sich für alles benutzen. Wenn „Reform“ gemeint ist, heißt das zum Beispiel inzwischenschen Reduktion von Öffentlichkeit – auch von „öffentlichen“ Diensten. Am Übergang von „Entwicklungshilfe“ zu „Entwicklungszusammenarbeit“ lässt sich vieles davon ablesen; Positionen werden geschwächt, selbst pragmatische Mischformen geraten unter Druck.

Ende der Dritten Welt

Dass gerade Afghanistan und die 1990er Jahre ein Wendepunkt im Selbstverständnis solcher Gruppierungen gewesen seien, hat viel mit veränderten Freund- und Feindbildern zu tun. Der Kalte Krieg ging zu Ende, mit Afghanistan als letztem Schauplatz. Von Befreiungsbewegungen im herkömmlichen Sinn waren bloß noch Zerrbilder übrig. Überschattet von Horrorszenarien wie Pol Pot, Idi Amin oder Somoza (bis 1979), Khomeini, Pinochet, Angola, den Hutu-Tutsi-Massakern, dem Leuchtenden Pfad, der Repression in China, der jugoslawischen Katastrophe, Tschetschenien, den algerischen Killerkommandos hatten sich positive Bilder unterstützenswerter Kräfte aufgelöst. „Gutes“ auf irgendeiner eigenen oder anderen Seite zu finden, selbst als Projektion, ist nicht mehr nach gewohnten Schemata möglich, es sei denn als regionalisierte oder auf Themen bezogene Frontbildung. Zu vieles war in der Vergangenheit toleriert worden, auf beiden Seiten der in solchen Zusammenhängen immer ominösen Links-rechts-Skala. Nur verkennen die neuen Einheitsstrategien, gegen die Widerrede kaum noch etwas ausrichten kann, wie diffizil Menschenrechte und Demokratisierungsprozesse gefördert werden müssten. Keines der gerade dafür wichtigen NGO-Netze – von Amnesty bis ATTAC – ist von vornherein groß und mächtig gewesen und ohne Tausende Mitwirkende in aller Welt wäre es bei zivilgesellschaftlichem Wunschenken geblieben.

Kleinteilige Beiträge, wie die des österreichischen, später afghanischen Afghanistankomitees mit seinen gemeinsamen Planungen, langwierigen



Gesundheitsdienst im Lager Gandaf, 1980

Abstimmungen, durchaus konfliktfördernden Kontrollen, haben immerhin Hunderte Beteiligte in Versuche zur Selbstverwaltung eingebunden. Autoritäres hat sich auch dabei immer wieder in den Vordergrund geschoben, konnte aber wenigstens zur Rede gestellt, durch Abstimmungen und Ablöse verändert werden. Über den Einsatz der Mittel wurde auf vielen Ebenen diskutiert, auch darüber, was falsch gelaufen ist. Überforderungen, persönliche Krisen, Konfliktscheu haben manches übertüncht, insgesamt aber hat die Freiwilligkeit qualitativ andere Arbeitsverhältnisse geschaffen als in Hire-and-Fire-Situationen. In einer Non-Profit-Organisation zu arbeiten, ist allen ein wichtiges Element gewesen, auch um den Preis der Selbstausbeutung zu geringen oder gar keinen Löhnen. Die staatsnahe Professionalisierung, um die es nun vor allem gehen soll, wird ein anderes Personal anziehen. Verstehen werden sich auch diese beiden Seiten nicht mehr so ohne weiteres. Das Gefühl, unabhängig zu sein, ohne Anweisung arbeiten zu können, war essenziell. Inzwischen aber heißt es nach der hier zusammengefassten Argumentation „to remain independent, seems almost perverse“.²²

In der Afghanistankatastrophe ist Unterstützung für moderate demokratische Gruppierungen die längste Zeit primär über kleine, unabhängige Gruppen geleistet worden, sei es über Arbeitsplätze, die Integration von Frauen oder Rückhalt liefernde Projekte. Das in Abstimmung mit Hintergrundmächten zu versuchen, hätte jede Glaubwürdigkeit zerstört. Jene aber haben ohnedies auf die Militarisierung der Situation selbst gesetzt, und das dann gleich in großem Stil. Politisch wirksam wird ein behutsames Vorgehen nie unmittelbar, vielleicht aber nachhaltiger. Gerade private, regierungs-unabhängige, primär von Afghanen und Afghaninnen getragene Gruppen hatten für solche Initiativen durchaus Chancen. Sie waren und sind aber in der Minderheit. Offensiv einsetzbare „Demokratisierungsbudgets“ sind nirgends bekannt geworden. Als es längst zu spät schien, kam das Thema überhaupt erst auf die Tagesordnung. Ohne Reaktion auf die vorher geförderte Radikalisierung wäre es – so David Rieff – selbst dazu nicht gekommen. „Before September 11, 2001“, heißt es bei ihm, „the annual humanitarian aid budget for Afghanistan provided by Western donors either through

NGOs or through UN agencies was approximately \$ 180 million. By the time the bombing began, \$ 800 million had been pledged“.²³

Den 180 Millionen Dollar jährlich für die gesamte humanitäre Hilfe standen in den Intensivjahren vor der eigentlichen Intervention jeweils annähernd eine Milliarde Dollar an militärischen US-Budgets gegenüber, mit bekannt konfusen Folgeerscheinungen. Der UdSSR kostete ihre Intervention in Afghanistan ungefähr 13 Milliarden Dollar pro Jahr.²⁵ Ein Vakuum wurde erzeugt, sagen die einschlägigen Kommentatoren dazu. „Bilanzen“ zu ziehen erübrigt sich angesichts dieser Relationen, den Fakten selbst ist eine Aussagekraft aber nicht abzuspüren.

Nach dieser Rechnung sind mindestens ein Prozent aller Hilfsgelder der ersten Phase vom – längst internationalisierten – österreichischen Komitee aufgebracht und umgesetzt worden. Mit den restlichen 99 Prozent wäre – auch in politischem Sinn – wesentlich Zweckmäßigeres, Nachhaltigeres möglich gewesen. Sich aber solche Fragen zu stellen „seems almost perverse“.

Aus den gleichen humanitätskritischen Blickwinkeln werden auch UN-Organisationen vielfach als Störfaktor betrachtet. Sie würden nur eine einheitliche kompakte Strategie unterlaufen. Bedacht wird nicht einmal, dass sich etwa das Aga Khan Development Network (AKDN), das jährlich rund 100 Millionen US-Dollar für Projekte zur Verfügung stellt, nicht so ohne weiteres in die geforderten Abhängigkeiten begeben würde. Kulturell differenzierte, um eine „Aussöhnung der islamischen Welt mit dem Westen“, um einen „toleranten und besonders sozial engagierten Islam“ bemühte Sichtweisen dieser im Besitz aller annähernd zwanzig Millionen Ismaeliten stehenden Stiftung demonstrieren der weltweit am höchsten dotierte Architekturpreis für islamische Architektur, die Restaurierung der Bagh-e-Babur-Gärten und des Mausoleums für Tamerlan in Kabul oder die University of Central Asia, die zurzeit in der tadschikischen Kleinstadt Khorog, unmittelbar an der afghanischen Grenze, aufgebaut wird.²⁶

Eine solche Internationalisierung, ohne prononciert westliche Basis, ergibt weit eher arbeitsteilige Perspektiven als die Frontstellung, von der unter derzeit tonangebenden transatlantischen Akteuren mit bekanntermaßen oft höchst fragwürdigen Begründungen dauernd die Rede ist. Wenn schon in der Katastrophenhilfe, um die es hier primär geht, die fragilen, zivilgesellschaftlichen Aktionsgruppen als unzuverlässig und ineffizient diskreditiert werden, um wie viel schärfer muss sich dann eine analoge Haltungen im von den Ergebnissen her tatsächlich höchst prekären Sektor von Nord-Süd-Wirtschaftsbeziehungen, des Schuldendienstes oder der so genannten Entwicklungszusammenarbeit auswirken. Allein schon die Verteilungs- und Rückverteilungsmechanismen Letzterer werden von allen Kennern und Kennerinnen seit Jahrzehnten kritisiert, mehr als ein Filz unwegartiger Geschäftemacherei, verbrämt um sozial engagierte Herzeigejekte, lässt sich dennoch kaum erkennen. Bis hin zur völligen Sinnlosigkeit, ja Schädlichkeit reichen die Argumente. Auch dabei wird das kleinteilig Vernetzte,



UN-unterstützter Entminungsdienst, 2003

sozial mehrseitig Nachwirkende nie in Rechnung gestellt. Dass es gerade im Gesundheits- und Bildungsbereich angesichts staatlich begünstigter Arbeitslosenraten nicht zu viel offensiveren Entsendungsinitiativen in auf solche Hilfen angewiesene Regionen kommt, von Ärzten und Ärztinnen, von Lehrern und Lehrerinnen, von Handwerkern und Technikern, bleibt ein Rätsel westlicher Abschottung, Ich-Bezogenheit und zugehöriger Karrierezwänge. Einzig NGOs stellen sich gegen diese Automatik und offerieren entsprechende Arbeitsfelder abseits kommerziell fundierter Zonen.

Selbsthass, Schuldgefühle

Das angeblich „Goldene Zeitalter“ humanitärer Arbeit, die 1980er Jahre – gekennzeichnet vom Zerfall politisch eindeutig motivierbarer Solidaritätsaktionen, einer Dominanz von Menschenrechtsinitiativen und der Akzeptanz von NGOs als Umsetzungsinstanzen –, hatte allerdings für Involvierte auch nicht gerade ermunternd begonnen. Am Ende dieser Phase wird, parallel zu Budgetkürzungen auf allen Sektoren, ein staatlicher Interventionismus, in zwangsläufiger Abstimmung mit den USA, als einziger wirksamer Weg gesehen. Am Anfang hatten durcheinander geratene Rechtslinks-Zuordnungen vieles blockiert.

Dem höchst polemischen, aber durchaus manches klärenden Buch von Pascal Bruckner *Das Schluchzen des weißen Mannes* (1983) zufolge, konnte es auch damals niemand richtig machen. „Die Dritte-Welt-Anhänger ertragen es nicht“, heißt es dort, „dass das Unglück der Entwicklungsländer zualterererst das Werk dieser Länder selbst ist.“ Denn diese „haben unverzüglich die geschlossenen Gärten der Unschuld verlassen, Panzer, Kanonen und Waffen gekauft, die Gefängnisse gefüllt, Kriege erklärt, die Rechte der Oppositionellen mit Füßen getreten, despotische Strukturen aufgebaut und so weiter.“ Seine Schlussfolgerung daraus: „Die Dritte Welt selbst ist der größte Feind der Dritte-Welt-Solidarität; sie hat sich dem nie angepasst, was man ihr als ‚ihre eigene Sache‘ darstellte.“ Letztlich ginge es, vom Westen her gesehen, um „die Perversionen eines wildgewordenen Schuldgefühls“, um „Selbsthass“. Alles folgte völlig schematischen Mustern:

„Religionen und Bräuche wurden als unbedeutend abgetan und den Ethnologen überlassen, die sowieso der Kumpanei mit den Mächten der Vergangenheit verdächtigt wurden. (...) So wie die Waffenhändler ihr Material in den überseeischen Konflikten testeten, probierten wir unsere Dogmen an den Völkern der Dritten Welt aus.“ Sartre wäre hierfür der verblendete Proponent schlechthin gewesen, sehr im Unterschied zu Malraux' Bemühen, „Europa immer perspektivisch zu den anderen Zivilisationen zu sehen“. Jean Baudrillard wiederum hätte, wenn auch nur anfangs, sogar Khomeinis Revolution als „symbolische Herausforderung für das gesamte abendländische Wertesystem“ gewürdigt. So wie der Begriff „Dritte Welt“ (und „Vierte Welt“ für indigene Völker ohne eigenes staatliches Gerfüge oder entsprechende Autonomierechte) als Bezeichnung für „einen Rest“ keinen Realitätsgehalt hatte, würde mit Rechts-links-Kategorien für unterschiedlichste Positionen eine überholte Einteilung angewendet, die, wie eine „zweitrangige Technologie“, „für ‚die da unten‘ aber immer noch gut genug ist“.²⁷

Auch für Pascal Bruckner war Afghanistan eine Wende: „Selbst wenn heute [1983] Kabul noch sehr gefragt ist, verzeichnen die Aktien des gesamten Dritte-Welt-Konzerns doch einen klaren Abwärtstrend. Es war zu schön, um wahr zu sein: die blühenden und wuchernden Solidaritätsbewegungen haben sich ihr eigenes Grab geschaufelt.“ Also selbst lange vor der – durchaus abwendbar erscheinenden – Radikalisierung durch Taliban & Co. sind zivilgesellschaftliche Initiativen, so wie zwanzig Jahre später, als absurde Egomani, als unlautere Einmischungen abqualifiziert worden. Dass Übergänge zu autochtonen, also tatsächlich selbstverwalteten Programmen daraus werden könnten, wird gar nicht in Erwägung gezogen. Empfehlungen für ein Nachher beschränkten sich, ohne spezielle Handlungsbezüge, auf ein Denken: „Das größte Verdienst Europas ist“, heißt es dazu, „eine antiwestliche Haltung hervorgebracht zu haben, die letzten Endes nur eine Art, eine verweigernde Art ist, westlich zu sein. *Die Alte Welt hat ein Beispiel gesetzt: heute kann kein Volk mehr sich der Pflicht entziehen, gegen sich selbst zu denken.*“ Und weiter: „Europäer zu sein bedeutet, gleichzeitig die Sprache der Begeisterung und der Verweigerung zu sprechen.“ Gerade in Afghanistan wurde exemplarisch vorgeführt, dass Derartiges längst kein westliches Monopol mehr ist. Auch schlechtes Gewissen ist es nicht, das, immer auf andere bezogen, „eine Krankheit“ sei, „die nicht zu haben, wenn die Situation es erfordert, das größte Unglück wäre“. Optimismus wird insofern vermittelt, als sich universelle Gültigkeit oft einfach auf den Punkt bringen lasse: „Es gibt nur zwei Arten, einen Menschen zu behandeln: mit Achtung oder mit Gewalt, und von diesem Gesetz gibt es keine Ausnahme.“ Selbst wer einfach irgendwo unterwegs sei, solle Folgendes bedenken: „Der Reisende behält Recht, wenn er verbissen an der Einheit des Menschengeschlechts arbeitet.“²⁸



ARC-Lagerschule, 1991

„Jenseits und unterhalb“

In der Zusammenarbeit mit aus Afghanistan Geflohenen jedenfalls ist von Kiplings Stöhnen unter „the white man's burden“, das sich zum „Schluchzen des weißen Mannes“ und zu exportierten Solidaritätseuphorien gesteigert haben soll, aber auch von Aversionen im Sinne David Rieffs gegen einen selbstgefälligen – in der Realität eher völlig überforderten, strukturell unzulänglich verankerten, auf Tausende Initiativen angewiesenen – Humanismus höchstens indirekt etwas zu merken gewesen. Von Anfang an ist, weil es anders keinen Sinn machte, „jenseits des Nationalstaates und unterhalb der Ebene des diplomatischen Spiels der Staatenwelt“ agiert worden.²⁹ Es dürfte von Vorteil gewesen sein, dass sich aus unseren Ansätzen keine Institution gebildet hat, die sich irgendwie beschäftigen muss. Was zu tun war, erschien weitgehend als selbstverständlich. Interne Krisen hielten sich in Grenzen. Liberale Organisationen aus damals liberalen Ländern – vor allem aus den Niederlanden, aus Norwegen, aus Dänemark – sicherten lange den Fortbestand einer von Wien ausgegangenen Initiative. Die Übertragung an eine afghanische und eine pakistanische Nachfolgeorganisation hat sich als durchaus stabil erwiesen, wenn auch weit geringer dotiert als früher. Viele Kontakte sind verweht, manche leben plötzlich wieder auf. Voll „professionalisiert“ hätte das alles anders funktionieren müssen.

Aber auch als Zelle eines Netzwerks, die sich in einer westlichen Szene positioniert, die entsprechende Energien in mediale Präsenz investiert, hätten die Anforderungen in analoge Richtungen tendiert. Mit einer Wiener Kerngruppe von drei, vier, fünf Leuten und partiell teilnehmenden Aktivisten, die alle im Beruf standen, war das nicht leistbar. Es war aber auch nicht unbedingt notwendig. Die eigentliche Arbeit, um die es in Pakistan und Afghanistan ging, konnte durchaus kontinuierlich ablaufen. Nach Schwarz-Weiß-Mustern hat sich vieles nicht entscheiden lassen. Von uns allen nicht vertretbare islamistische Tendenzen haben Taliban-Radikalisierungen absehbar und uns zunehmend Schwierigkeiten gemacht; schließlich waren es viele Gründe, die eine Übergabe an Nachfolgeorganisationen richtig erscheinen ließen. Sich überflüssig zu machen und dennoch in einem

unterstützenden Kontakt zu bleiben, ist für NGOs durchaus eine plausible Perspektive. Vom Aufgeben, Scheitern, Abbrechen ist in der Regel wenig zu hören. Informelle, indirekte, umweghafte Fortsetzungen sollten durchaus zu etwas Normalem werden.

□

Zentrum und Peripherie, Norden und Süden haben sich längst – in neuen Formen – einander angenähert, betonen Michael Hardt und Antonio Negri in ihrer Erklärung der Welt als *Empire*, gleichzeitig seien die sozialen Spaltungen gravierender geworden; „der allgemeine Ausgleich und die Glättung des gesellschaftlichen Raums, das Verschwinden der Zivilgesellschaft und der Niedergang nationalstaatlicher Grenzziehungen“ würden das nur verdecken.³⁰

Weder Grenzziehungen noch ein Verschwinden der Zivilgesellschaft und die Glättung des gesellschaftlichen Raums als unvermeidlich zu akzeptieren, ergibt daher durchaus plausible Ansätze, um global orientiertes Denken zu verfeinern und sich – zumindest hin und wider – in dafür noch offenen Sphären Aufgaben zu suchen.

□

Abdelwahab Meddeb, der Philosoph, Schriftsteller und Filmregisseur aus Tunesien, dessen Beiträge in markanter Weise die Diskussion prägen, tritt in seinem auf den Irak bezogenen Essay *Was ein Krieg bringen kann* die Überzeugung, „dass die Länder des Islam nicht ohne äußeren Druck auskommen können – selbst wenn dieser gewaltsam und sogar mit militärischen Mitteln wirken sollte –, um sich zu reformieren und sich umfassend an die Erfordernisse des Jahrhunderts anzupassen“. „Die europäische Nuance“, wie er mögliche Abweichungen von Transatlantischem vorsichtig nennt, hätte „das vorteilhafte Privileg, jene beiden Triebkräfte der Welt, das Alte und das Neue, den Orient und den Okzident, zu schützen und zu bändigen, die zu Spannungen führen. Das Bewusstsein Amerikas hingegen setzt sich über diese Polaritäten hinweg, weil es ihm an einer historischen Tiefendimension fehlt und weil es geografisch weit entfernt ist.“³¹

□

Sich „die Ereignisse“ in Afghanistan nicht bloß historisch, sondern perspektivisch, auf Künftiges bezogen, bewusst zu halten, als Aufbrechen von Destruktionspotenzialen, die – unter offensiver internationaler Beteiligung – in kürzester Zeit Gesellschaften ruinieren können, ihnen auf Jahrzehnte jede Perspektive nehmen, Gesellschaften, die gerade dabei sind, auf „Neues“ zu reagieren, ergibt zwangsläufig andere als gemeinhin propagierte globale Bezüge. Wegen einem räumlich und emotionell näher



Schulmädchen in Kabul, 2003

stehenden, vergleichsweise immer eher lächerlichen öffentlichen Querelen ist gequältes Lächeln fast schon zum Standard geworden. Militanz ist genauso latent, nur äußert sie sich verdeckter. Ständig neue Ängste zu schüren, wurde zur Grundlage westlicher Dynamik. Menschen, die mir in Afghanistan – und nicht nur dort – begegnet sind, lächeln jedenfalls anders, öfter und offener, als ich es aus meiner Umgebung gewohnt bin. Ob das und der Eindruck, solche Blicke wären wissender, wirklich stimmt, lässt sich selbstverständlich nicht seriös begründen. Gerade Unglück und Trauer werden sehr subjektiv empfunden; ihr Ausmaß zu vergleichen, setzt für gewöhnlich kaum etwas in Gang. Erst unmittelbar Erfreuliches hat für mich manchmal solche Trennungen aufgehoben.

In vielen solchen Augen, bilde ich mir ein, scheint sich anzudeuten, was ein vielfältiger Akteur wie Alexander Kluge kürzlich auf den Punkt gebracht hat: „Die Möglichkeit fängt an zu spinnen.“³²

□

Zebenda Zahma reagiert, wie in den Berichten von unserer Kabul-Reise angemerkt, auf ihre Erfahrungen mit exzessiv missbrauchter Macht schweigsam. Sie gibt nicht primär irgendwelchen Fremden die Schuld. „Die Kahlkis, die Mullahs, die Taliban“ seien, sagt sie bitter, „nur auf den Schultern der Leute geritten und alles ging kaputt“.

Anwar Amin, der legendäre, auf zivile Zustände hinarbeitende Kommandant aus Nuristan, der mir ein ganz anderes Mudschaheddin-Bild vermittelte als die westliche Islamistenpropaganda, war unverdrossen davon überzeugt, dass der „von den Massen getragene Aufstand“ zu „einer Republik mit gewählten Volksvertretern“ führen werde. „Von jenen, die jetzt draußen sitzen und über die Zukunft Afghanistans reden“, hat er sich nie allzu viel versprochen und von ihnen auch kaum Unterstützung bekommen. Auch ein anderer Kommandant, Khazan Gul, hat, so gut er konnte, in den Anfangsjahren darauf aufmerksam gemacht, „dass es in Afghanistan viele eigenständige Bewegungen und Gruppen gibt, die wirklich für Unabhängigkeit, Demokratie und freie Wahlen kämpfen“, und Letztere

„genügend unabhängige Leute nach oben bringen, die positive Entwicklungen beschleunigen, und der Typ jetziger Parteiführer dann keine große Chancen hat“. An diesem Punkt ist das Land, im besten Fall, nach über zwanzig Jahren Krieg nun wieder angelangt. Alle Jüngeren haben nichts anderes erlebt als Kämpfe, Morde, Flucht, Verarmung.

Was die eigentlichen „Gestalter“ des Geschehens nicht wahrnehmen wollten, ist etwa Ali Mohammed Zahma seit den siebziger Jahren bewusst gewesen: „Die rechten Gruppen, speziell Gulbuddin Hekmatyar“ – inzwischen mit El Kaida der Feind Nummer eins –, „das waren Terrorgruppen, die ihre Gegner reihenweise umgebracht haben. Wir hingegen verstanden uns als progressive Intellektuelle. Am ehesten könnte man uns als eine intellektuelle Bürgerrechtsbewegung bezeichnen.“ Zu *important people* sind andere gemacht worden. Die *ordinary people* dürften, so meint er, aufgeklärter und abgeklärter geworden sein.

- 1) Wolfgang Schmidbauer: Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Reinbek bei Hamburg 1977. S. 12, 189, 199.
- 2) Pascal Bruckner: Das Schluchzen des weißen Mannes. Europa und die Dritte Welt – eine Polemik (Le sanglot de l'homme blanc. Paris 1983). Berlin 1984. S. 7, 30.
- 3) Michael Hardt/Antonio Negri: Empire. Die neue Weltordnung (Empire. Cambridge, Mass. 2000). Frankfurt am Main 2002. S. 371, 420.
- 4) Volker Heins: Weltbürger und Lokalpatrioten. Eine Einführung in das Thema Nichtregierungsorganisationen. Opladen 2002. S. 42.
- 5) Krieger ohne Waffen. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz. Zusammenestellt von Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt am Main 2001. S. 27ff., 53ff., 21, 47.
- 6) William Howard Russell: Meine sieben Kriege. Die ersten Reportagen von den Schlachtfeldern des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 2000.
- 7) Martha Vicinius/Bea Nergaard (Hg.): Ever Yours, Florence Nightingale. Selected Letters. London 1989. S. 109.
- 8) Pascal Bruckner a. a. O. S. 59 (Zahlen der FAO für 1981).
- 9) David Rieff: A Bed for the Night. Humanitarianism in Crisis. New York 2002. S. 46f., 23.
- 10) The Survival Guide to Kabul: www.kabulguide.net
- 11) David Rieff a. a. O.: S. 7, 28, 251, 175, 5, 15, 218.
- 12) Michael Hardt / Antonio Negri a. a. O.: S. 157 (Resümee von Homi Bhabha: Verortung der Kultur. Tübingen 2000), 345.
- 13) David Rieff a. a. O.: S. 33, 25, 38, 40, 79, 115.
- 14) George Crile: My Enemy's Enemy. The Story of the Largest Covert Operation in History: The Arming of the Mujahideen by the CIA. London – New York 2003. S. 362, 368, 329, 398, 364.
- 15) Gilles Dorransoro: Afghanistan: von Solidaritätsnetzwerken zu regionalen Räumen. In: François Jean und Jean-Christophe Ruffin (Hg.): Ökonomie der Bürgerkriege (Paris 1996). Hamburg 1999. S. 136f., 127, 133, 131.
- 16) David Rieff a. a. O.: S. 35.
- 17) David Rieff a. a. O.: S. 81, 83, 19, 105, 97f., 87, 89.
- 18) David Rieff a. a. O.: S. 102, 106.
- 19) David Rieff a. a. O.: S. 116.
- 20) David Rieff a. a. O.: S. 123, 236, 247, 249, 251.
- 21) David Rieff a. a. O.: S. 259, 261, 264, 271.
- 22) David Rieff a. a. O.: S. 306.
- 23) David Rieff a. a. O.: S. 296.
- 24) George Crile: My Enemy's Enemy, a. a. O.: S. 276.
- 25) Der sowjetische Premierminister Ryschkow laut Agence France Presse (AFP) vom 8. Juni 1989.
- 26) Henrike Thomsen: Ein Fürst träumt von Afghanistan. Die Zeit, Hamburg, Nr. 34, 14. August 2003.
- 27) Pascal Bruckner a. a. O.: S. 154, 156, 11, 7, 30f., 52, 41, 156, 43.
- 28) Pascal Bruckner a. a. O.: S. 46, 178, 186, 180, 170, 210.
- 29) Volker Heins a. a. O.: S. 161.
- 30) Michael Hardt/Antonio Negri a. a. O.: S. 345.
- 31) Abdelwahab Meddeb: Was ein Krieg bringen kann. Gründe, Motive und Folgen – Chroniken zur Intervention im Irak. In: Lettre international. Berlin, Nr. 61/2003.
- 32) Die Möglichkeit fängt an zu spinnen. Alexander Kluge im Gespräch mit Claus Philipp. Der Standard, Wien, 4./5. Oktober 2003.



Nassim Jawad, Christian Reder.
Zurück aus Nuristan.
Postkarte aus Peschawar, 1980

Internetadressen

Cooperating Organizations for Afghanistan Reconstruction: www.developmentgateway.org/node/134111/subpages/coop-orgs
 EU-Return of Qualified Afghans Programme: www.iom-rqa.org
 Homepage der Regierung: afghangovernment.com
 The Survival Guide to Kabul: www.kabulguide.net
 Verlauf von Kämpfen: www.lib.utexas.edu/maps/afghanistan.html
 Wiederaufbauprogramm: rebuild-afghanistan.com
 Anwar Amin: <http://users.sedona.net/~strand/Nuristani/Kamkata/Kom/KomTexts/AnvarJihad.html>
 Nuristan: <http://users.sedona.net/~strand/Current.html>
www.afghan-web.com/politics/milat.html
www.hazara.net/
www.hazara.net/taliban/genocide/mazar2/mazar2.htm
www.hazaragimagazine.com
<http://members.tripod.com/wahdat/guestlog.htm>
[www.reliefweb.int/w/fullMaps_Sa.nsf/tuFullMapF28606969777DB2A85256AD9006F2840/\\$File/af_ref011001.pdf?OpenElement](http://www.reliefweb.int/w/fullMaps_Sa.nsf/tuFullMapF28606969777DB2A85256AD9006F2840/$File/af_ref011001.pdf?OpenElement)
www.reliefweb.int/w/map.nsf/Emergency?OpenForm&Query=Afghanistan

NGOs und Organisationen:

Aga Khan Development Network (AKDN): <http://www.akdn.org/>
 AINA: www.ainaworld.org
 Amnesty International: <http://www.amnesty.org/>
 Anti-Slavery International: <http://www.antislavery.org/>
 ATTAC: <http://attac.org/indexfla.htm>
 Caritas Österreich: <http://www.caritas.or.at/>
 Gesellschaft für bedrohte Völker: <http://www.gfbv.de/>
 Greenpeace International: http://www.greenpeace.org/international_en/
 GTZ: <http://www.gtz.de/> / www.bmz.de
 International Committee of the Red Cross: <http://www.icrc.org/>
 Médecins Sans Frontières: <http://www.msf.org/>
 Migration und Minderheiten: <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/migration/>
 NGO Global Network: <http://www.ngo.org/>
 Österreichische Entwicklungszusammenarbeit: www.oefse.at/ / www.eza.at
 The World of NGOs: <http://www.ngo.at/>
 Women for women: www.womenforwomen.org